



Wie ich zur Kunst kam, und was sie mir ist / Erinnerungen von Franz Bunte.

Die folgenden Seiten eines auch bei seiner Meisterschaft schlicht geliebten Künstlers und frohdankbaren Mannes legen wir mit besonderer Freude allen Heimatsfreunden auf den Tisch. Sie mögen zugleich eine verhaltene Mahnung für jene sein, die über dem materiellen Alltag den Sinn und Wert der künstlerischen wie geistigen Güter übersehen zu dürfen glauben. Professor Franz Bunte ist 1857 in Schwaaen i. M. geboren.

Dr. G.

Ich soll mitteilen, durch welche äußeren Veranlassungen ich mich aus meinen Kinderjahren zur Kunst durchgerungen habe. Ja, da muß ich schon von meinem ersten Denken anfangen; denn ein Anstoß ist wieder der Anfang vom andern.

Es steht noch lebhaft in meiner Erinnerung, wie mein Vater für mich den ersten Zuschkasten mitbrachte und mir abends bei trüber Lampe zeigte, Holzschnitte oder Zeichnungen zu kolorieren. Ich war ein Junge von fünf Jahren und empfinde noch die heilige Andacht, mit der ich aufgemerkt und am nächsten Tag versucht habe, Holzschnitte mit Farben anzustreichen. Aber ich weiß auch noch, wie traurig ich war, als der Vater durch seinen Beruf von Hause fort war und ich mit meinem Zuschkasten und schwarzen Bildern doch nicht zurecht kommen konnte. Mein Vater war ein sehr ernster Mann, hatte sich

vom Zimmermann zu einem gesuchten Mühlenbauer entwickelt und war die meiste Zeit des Jahres nicht zu Hause, kam höchstens alle vier bis sechs Wochen einmal auf einen Sonntag zu den Seinen. Er war jedoch trotz allen Ernstes ein warmherziger Mann, und ich habe mit meiner Schwester zusammen eine glückliche Kindheit verlebt. Der einzige Schatten, welcher meine Kindheit etwas verdüsterte, war die große Kränklichkeit meiner Mutter. Lange Jahre war sie bettlägerig, und ich mußte, weil die Schwester klein war, so ziemlich für den Haushalt aufkommen, alle Wege besorgen, das Nötigste aus dem Garten holen. Na, da ich mich auch wohl manchmal störrisch zeigte, so suchte alsdann meine gute Mutter vom Bette aus mich durch Zureden williger zu machen. Sie malte mir aus, wie schön es doch im Garten sei, wo die Sonne so hell scheine und die Vögelchen fängen, daß ein Kleiner



Franz Bunte

„Sommermorgen“

Vogel im Dornbusch säße, der Zaun-
König, welcher sogar sich darüber freue,
wenn ich für die kranke Mutter Kar-
toffeln hole. Von Zwergen und Elfen,
von Blumen und Schmetterlingen er-
zählte sie, und dann ging, natürlich voll
Erwartung, der Träumer willig zum
Garten und fand meist auch alles so,
wie die Mutter ihm erzählt hatte. —

Blumen und Bilder, diese legten aus
Neu-Muppin, zu haben bei Gustav Kühn,
hatten es ihm angetan. Meiner lieben
Mutter habe ich es überhaupt zu dan-
ken, daß sie mir Herz und Gemüt ge-
öffnet hat, Poesie in der einfachsten
Alltäglichkeit herauszufühlen.

Nachher kamen die Schuljahre. Ich
bin wohl ein ebenso normaler Schüler
gewesen wie alle anderen auch. Be-
sonders fesselten mich die Lehrstoffe,
welche die kindliche Phantasie rege mach-
ten; Geschichte, Physik und später natür-
lich die Zeichenstunden, während die an-
deren Gegenstände, welche lediglich nur
den Verstand in Anspruch nahmen, wie
z. B. Rechnen, mir gar nichts sagten.
Ich könnte die Schülerlebnisse noch viel
weiter spinnen, — aber wozu? Die
mich damals in der Mache hatten, sind
längst entschlafen, und keiner hat wohl
etwas von Schönheit und Kunst ge-
wußt. Nur zwei meiner Lehrer hatten
es verstanden, mein Herz zu erobern,
und sie sind meine Freunde geblieben
bis zu ihrem Tode. Außer diesen
Freunden gab es in dem kleinen, fernab
von aller Kunst gelegenen Städtchen
(Schwaan) doch einige Leute, welche an
den Krügelien des Franz Anteil nahmen
und ihn darin bestärkten. Zunächst ein
kunstbegeisterter Zimmermeister, welcher
in seinen Mußestunden eifrig der
Malerei huldigte; ein eigenartig starkes
Talent, dessen Malereien das Innere
seines Hauses von unten bis oben
schmückten und der noch jetzt als Achtzig-
jähriger eifrig ringt, dieses und jenes
seiner Werke noch vollendeter zu ge-
stalten. Dann ein Buchbindermeister, ein
großer Naturfreund, welcher mir stets
gestattete, mitzulaufen, wenn er mit
seinen Kindern Streifereien in Wald
und Flur unternahm. Drittens ein
Mann, welcher aus allerlei fehlgeschla-
genen Unternehmungen ein hübsches, mit

großem Garten umgebenes Haus und
darin eine Bücherei, aus hunderten von
Bänden bestehend, gerettet hatte. Diese
Bücherei stand mir zur Verfügung, und
die Schöpfungen unserer großen Dichter
haben mich hoch emporgetragen auf dem
Wege zur Kunst. Anregung erhielt ich
außerdem von einem Schriftsteller, wel-
cher sich in das stille Städtchen zurück-
gezogen hatte und großen Anteil an
meiner Zeichnerei nahm. Auch mein
Vater war ein großer Bücherfreund und
wies mich darauf hin; noch jetzt, wenn
Stift und Pinsel ruhen, ist ein gutes
Buch meine größte Erholung.

Daß natürlich die Jahrmärkte, be-
sonders die Rostocker Pfingstmärkte, mit
ihren Schaubuden meiner Phantasie viel
Spielraum gaben, darf ich nicht ver-
gessen zu erwähnen. Meistens wurde
gleich versucht, alles nachzumachen, z. B.
Panorama oder Menagerie. Die Tiere
wurden gemalt, ausge schnitten und durch
Holzklöbchen zum Stehen gebracht.
Zwischendurch fing ich auch an, Wind-
und Wassermühlen, Schiffe aus Borke
und Holz zu bauen, so daß mein Vater
stillschweigend annahm, daß ich das Bau-
fach ergreifen würde, — kam aber das
liebe Weihnachtsfest und es war zufällig
kein Farbenkasten unterm Tannenbaum,
dann war die Freude sehr geteilt, und
der gute Vater brachte dann aus Rostock,
wo er gewöhnlich am ersten Weihnachts-
tag Verwandte besuchte, das ersehnte
Objekt nachträglich mit. Die Malerei
hatte es mir doch nun einmal angetan,
denn etwas war da, was mich stets
wieder gefangen nahm. Das waren die
hinterlassenen Bilder des Stiefbruders
meiner Mutter. Derselbe hatte sich vom
einfachen Kartenlithographen bis zu
einem geschickten Bildmaler in Wien
durchgerungen. Bei der Großmutter, die
nicht weit vom Elternhaus in einem
kleinen Häuschen mit verwildertem Gar-
ten wohnte, hingen die Bilder in der
Stube; zwei Selbstporträts des ver-
storbenen Onkels, dann zwei Tempera-
bilder, wahrscheinlich Kopien. Eine kleine
Landschaft, Bauerngehöft an einem See,
hing dicht am Fenster. Dieses Bild ist
jetzt in meinem Besitz. — Dann hatte
die Großmutter noch ein kleines Tem-
perabild (der heilige Martin seinen Man-

tel. teilend), als Lesezeichen in ihrem Gesangbuch. Wenn ich nun die Großmutter besuchte, und das geschah fast jeden Tag, dann mußte sie mir immer wieder vom Onkel erzählen, was der alles durchgemacht hatte und wie schwer es ihm geworden sei, sein Endziel, die Malerei, zu erreichen. Schon damals ist wohl dem zwölfjährigen Jungen eine Ahnung gekommen, daß der Künstlerberuf sehr ernst sei und daß man unentwegt arbeiten und ringen müsse, um etwas zu erreichen. Auch die Mutter erzählte, welch ein herzenguter Mensch der Onkel gewesen sei; ihm nachzueifern blieb mein größter Wunsch.

So war denn die Malerei der rote Faden, welcher sich durch meine Knabenjahre zog, und als Dreizehnjähriger machte ich mich daran, für die Eltern zum Weihnachtsfest das eine Bild des Onkels zu kopieren, so gut es mit meinen Tuschefarben ging. Die Kopie hängt noch heute bei meiner Schwester, und wenn ich sie manchmal jetzt betrachte, dann sehe ich auch noch den Jungen davor sitzen und empfinde die Mühe noch; die er hatte, um diesen oder jenen Ton richtig heraus zu bringen. Auch ein anderer Künstler wirkte damals durch seine kompositionell bildmäßig abgerundeten Illustrationen zu deutschen Volksliedern auf das empfindliche Knabenherz. Auch jetzt noch in stillen Stunden sind mir die feinen hochpoetischen Blätter von Gustav Cloß, dem Stuttgarter Landschaftler, lieb und wert; hängt doch so mancher Kindheits Traum an ihnen.

So kam denn die Zeit der Konfirmation heran, wo der Junge nun endgültig einen Beruf ergreifen mußte. Maler wollte er werden. Selbstverständlich erst bei einem Stübchenmaler. Ja sogar ein Theatermaler sollte mein Lehrmeister werden. Aber wie der Vater in seiner Arglosigkeit gegen denselben äußerte, später würde sein Sohn eine Kunstschule besuchen, um zur wirklichen Kunst zu kommen, da wurde der würdige Meister fuchswild und rief mit theatralischem Pathos: „Und wenn ich hundert Söhne hätte, so ließ ich keinen Künstler werden.“ Wahrscheinlich war ihm der Besuch irgend einer Kunstschule

nicht gut bekommen. Bei mir waren aber alle Saiten zerissen — mein guter Wille war dahin — bei solch einem verständnislosen Ignoranten ging ich nicht in die Lehre. Zwar zog ich still mit dem Vater nach Schwaaen zurück, steckte mich indes hinter die Mutter, die mich wohl verstand und deren kluger Vermittlung ich es zu danken hatte, daß der Vater die Erlaubnis erteilte, dem würdigen Malermeister sofort einen Absagebrief zu senden. Zugleich wurde mir aber vom Vater anheimgestellt, mir meinen Lehrmeister selbst zu suchen, er würde in dieser Sache keinen weiteren Schritt für mich tun. Nun war guter Rat teuer. Was der Vater gesagt hatte, das galt. Dagegen gab's keinen Widerspruch.

Da habe ich mich kurz entschlossen mit meinen Zeichnungen aufgemacht, bin nach Moskau gefahren, ging zum Porträtmaler Paul Tischbein, dessen Wohnung ich schon früher ausgekundschafet hatte. Mit Herzklopfen durchschritt ich den Kleinen, von einer Mauer eingeschlossenen Hof, worüber im hellen Sonnenschein eine große Birke ihr Laub ausbreitete, bis zum Hause; darin der Meister wohnte. Dann stand ich im dämmerigen Hausflur und tappte die halbdunkle Treppe hinauf. Alles still; endlich kam eine ältliche Dame mit rotem, vollen Gesicht und fragte nach meinem Begehren, worauf ich dann scheu und ängstlich zusammestotterte, ob ich Herrn Tischbein sprechen könne. Ja, der läge krank, wurde mir zur Antwort. Aber die Wirtschafterin, denn diese war es, hatte wohl Mitleid mit dem schwächernen, hochaufgeschossenen Jungen, öffnete eine Tür und verschwand. Bald kam sie wieder mit dem Bescheid, ich solle eintreten. Mit andächtiger Scheu stand ich dann zum ersten Mal in einem Maleratelier und sah mich umgeben von allen Requisiten, welche meine Phantasie mir schon längst vorgespiegelt hatte, nur nicht so vollständig, wie es die volle Wirklichkeit war. Ich stand und staunte! Dicht vor mir eine Staffelei mit halbvollendetem Porträt. Ein Männerantlitz mit blauen Augen und hellblondem Bart. Drüben an der Wand ein großes Bild, Räuber,

welche ihre Beute teilten. An den andern Wänden Bild an Bild, groß und klein, dazu Gipsbüsten, und was sonst alles sich in der Werkstatt eines Künstlers vorfinden mochte. Wie lange ich gestanden, weiß ich nicht, bis eine wohl lautende Stimme hinter einer spanischen Wand ertönte, welche mich wieder in die Wirklichkeit zurückführte.

„Mein junger Freund, was wünschen Sie?“ Ein Schritt um die spanische Wand und vor mir im Bett lag mit bleichem Gesicht, umrahmt von dunklem Bart und Haar ein Mann, der mir die Hand entgegenstreckte. Was ich erwiderte, weiß ich nicht mehr, denn ich sah in ein mildes Antlitz, das vollständig dem Christuskopf auf dem Lizianischen Bilde „der Zinsgroschen“ gleich, von dem ich erst kürzlich eine Reproduktion bewundert hatte.

Mein Herz ging auf, und ohne Scheu vor so viel Milde, brachte ich meine Zeichnungen hervor. — Nie hätte ich mir träumen lassen, solches Lob und Wohlgefallen aus dem Munde des französischen Künstlers darüber zu vernehmen. Selbst der Arzt, welcher hinzukam, mußte noch teil daran nehmen.

Ich wurde als Schüler angenommen und vom Meister Tischbein mit dem Bemerkten entlassen, daß er mir Nachricht geben würde, wann er den Unterricht, an dem auch noch andere Schüler teilnahmen, wieder aufnehmen würde. Wer kam wohl glücklicher zu den Eltern zurück als ich? Selbst über das ernste Gesicht des Vaters flog ein leichtes Lächeln. Nun wurde mit Feuereifer begonnen, war ich doch der angehende Künstler! Der Vater machte Kellrahmen, die Mutter suchte alte Leinwand zusammen, welche ich darüberspannte und präparierte.

Mein guter Freund, der Zimmermeister, ließ mir einige italienische Landschaften, die sein Vater auf der Auktion eines Kunstfreundes erstanden hatte. Die Farben waren mir nicht fremd, hatte ich doch längst Versuche damit gemacht, und so ging denn das Malen auf eigene Hand vor sich. Wie die Wochen verschwanden in voller hingebender Tätigkeit, ist mir ein Rätsel. Ins Freie kam ich höchst selten, nur mit der Mutter,

deren Zustand sich gebessert hatte, ging ich ab und zu in den Garten. Endlich waren die Kopien fertig, und da die lang-ersehnte Nachricht aus Moskau nicht eingetroffen war, fuhr ich mit meinen Bildern dorthin. Meister Tischbein war immer noch leidend; erlaubte aber, daß ich bei ihm beginnen durfte. Wie ich ihm die Kopien zeigte, sagte er, man sehe, daß ich mit Farben und Pinsel umzugehen verstände, aber um Volles zu erreichen, müßte ich zeichnen und wieder zeichnen, und das habe ich auch mit ganzer Liebe getan. Zwei Nachmittage war ich jede Woche tätig bei ihm im Atelier; die übrige Zeit hatte ich Aufgaben im Hause zu lösen, z. B. Anatomie habe ich sehr erst zeichnerisch und schriftlich durchnehmen müssen — denn unternimmt man „Historienmaler“ durfte ich es doch nicht tun.

Aber die schimmernde Warnow, das flüsternde Schilf, die Fischerboote, die grauen Weiden, alles das, was ich täglich vor Augen hatte, wenn ich den Garten des Onkels, bei dem ich wohnte, hinunter ging, ließ mir keine Ruhe, und ich mußte wieder zwischendurch Landschaftern. Jedoch diese glückliche Zeit bei Meister Tischbein ging bald zu Ende, seine Krankheit verschlimmerte sich, und im Mai 1874 brachte man ihn zur ewigen Ruhe.

Was ich da empfunden habe, als mein künstlerischer Berater nicht mehr war, an dem ich wie an meinem Vater hing, wünsche ich keinem. Ich stand grade so da, wie Fritz Reuter, als er aus der Festung kam: „Wat nu?“ Aber Jugendfrische und die mir anezogene Selbständigkeit gewann wieder die Oberhand. Ich besuchte die Gewerbeschule in Moskau und nahm zu gleicher Zeit Zeichenunterricht bei einem jungen Maler Rogge, der sein Militärljahr daselbst abdiene. Daß mir viel Trübes nicht erspart blieb, bis ich endlich die Akademie beziehen konnte, will ich nur nebenbei bemerken.

Meine Mittel waren stets knapp, und manches habe ich machen müssen, um etwas Geld zu verdienen, wovon viele angehende Maler keine Ahnung haben.

Auf der Berliner Akademie steckte man mich wieder hinein in den grauen

Zeichensaal mit seinen langweilig starren Totenmasken. Na, meinen Geist zu knebeln, dazu war ich, weiß Gott, nicht dahin gekommen. Ich war mehr in den Museen zu finden als in der Akademie und blieb also nur von Ostern bis zu den großen Ferien daselbst, um dann wieder auf eigene Hand meine Studien vor der heimatischen Natur fortzusetzen; malte auch Porträts für geringe Beträge und fuhr im Herbst auf Anraten eines tüchtigen Rostocker Bildhauers nach Weimar. Hier fand ich nun sofortige Aufnahme bei Prof. Hagen und habe es nicht zu bereuen gehabt, bei ihm eingetreten zu sein. Derselbe achtete die Individualität des Schülers. Nach zweijährigem Studium wurde ich in Anerkennung meiner ausgestellten Arbeiten mit der goldenen „Medaille für deutsche Kunst“ belohnt (Karl Alexanderstiftung). Inzwischen hatte ein hoher Beamter in Schwerin sich für mich bemüht, und ich erhielt ein Stipendium, auf zwei Jahre 600 Mark, vom Unterrichtsministerium; nicht viel, aber für meine Ansprüche ausreichend, da auch meine guten Eltern stets, was sie entbehren konnten, nach Weimar sandten. Um nun aber nicht viel zu verbrauchen, war ich die längste Zeit des Jahres in Schwaaen und habe dies fast bis auf die heutige Stunde so gehalten. Die Heimatsscholle ist mir so ans Herz gewachsen, daß ich nur auf dieselben zu neuen Arbeiten Anregung finde. Um nun die Eltern, denen es doch schwer fiel, mich immer noch zu erhalten, zu entlasten, beteiligte ich mich an der Konkurrenz um das Eggertische Künstlerstipendium in Schwerin. Ich bekam meine Arbeiten mit dem Bemerken zurück, dieselben wären so gut, daß ich damit selbst mein Brot verdienen könnte.

Aber auch dieser Streich hat mein Selbstvertrauen nicht beeinflusst, und, wie jedes Ding seine zwei Seiten hat, so auch hier. Der verstorbene Hofrat Dr. Schlie, damals Direktor des Großherzoglichen Museums in Schwerin, erwarb das zur Konkurrenz eingesandte Gemälde „Flusslandschaft“ für das Museum, wofür es der modernen Sammlung einverleibt wurde. Außerdem hatte ich die Genugthuung, daß diesmal die Herren Kuratoren sich schmälich vergrif-

fen hatten. Ein Brachtenschüler war der Sieger, eine unselbständige Natur. Es geht wohl eine Zeit lang, dieselben Moten des Meisters zu spielen, — aber ohne eigenes inneres Erleben ist alles äußere Können vergebens, und so ist auch dieser Maler in Nachahmung untergegangen.

Nach und nach kam ich durch Fleiß mit meinen Arbeiten höher und erhielt auch durch den Großherzog Karl Alexander in Weimar ein eigenes Atelier, wofür selbst der hohe Herr mich häufig mit seinem Besuch beehrte.

In der kleinen Stadt galt ich immer noch als der Lagedieb, aus dem im ganzen Leben nichts würde. Mir selbst war es furchtbar gleichgültig, was getreue, unwissende Nachbarn dachten. Wenn ich bei Vater und Mutter war und nach Herzenslust meinen Studien nachgehen konnte, dann verschwand für mich die ganze übrige Welt. Es wurde nochmals eine glückliche Zeit für uns vier Menschen. Meine gute Mutter wurde wieder kräftiger und war der gute Stern in unserem Zusammenleben. Jeden Herbst zog ich mit reicher Ausbeute zurück nach Jhm-Alten. Schließlich fanden sich auch Käufer und Freunde meiner Kunst, ja sogar Schüler kamen, um bei mir zu lernen. Das war eine glückliche Zeit!

Da wurde ich eines Sonntags im April 1883 plötzlich nach Harze berufen. Am nächsten Mittag hielt ich die weinende Mutter im Arm: „Der Vater hätte schon länger gekränkelt und wäre ins Rostocker Krankenhaus gebracht, um operiert zu werden.“ Die Operation konnte nicht vorgenommen werden, denn, wie mir der Professor mitteilte, war die Krankheit zu weit fortgeschritten. „Nehmen Sie Ihren Vater nur wieder mit“, so wurde ich beschieden. Das war eine traurige Zeit, und der sonst kerngesunde Körper des Vaters hielt noch stand bis Mitte Juli; dann haben wir ihn hingebacht zur letzten Ruhestätte. Auf dem Sterbebette gab ich ihm das Versprechen, Mutter und Schwester nicht zu verlassen, und ich habe es treu gehalten. Ungefährlich kam ich dann mit Frau und Tochter zur Freude der Mutter und Schwester nach Schwaaen. 1896 erhielt ich in Berlin

auf der Jubiläums-Ausstellung die goldene Medaille. Von 1903 bis 1914 bin ich jedes Jahr als Delegierter für die Weimarsche Abteilung im Glaspalast in München gewesen. Meine Sonderausstellung 1914 in Wien erlangte großen Beifall; vorher im Jahre 1911 bei Gelegenheit der Gewerbe- und Kunstausstellung in Schwerin wurde mir die vom Großherzog Friedrich Franz gestiftete große Medaille für Kunst zugesprochen. Werke von mir befinden sich in England (1883), Italien, Amerika (Melburne, Chicago), Dänemark (1919), Schweden (1921), Holland (1924) und überall in ganz Deutschland, teils in Galerien, teils im Privatbesitz, besonders für hannoversche Kunstfreunde habe ich viel im Auftrag gearbeitet.

Meine Familie und meine Kunst bleiben die Heimstätten, woselbst ich ausruhe nach mancherlei Sorge und Plage, die wohl in keinem Menschenleben fehlen. Ich habe versucht, in meiner Kunst meinen eigenen Ausdruck zu finden, und glaube, daß dasselbe Wesen, welches schon in meinen Anfangsarbeiten lag, auch noch jetzt in meinen neueren Werken sichtbar ist.

Wohl habe ich von alter Kunst, sowie von allem Neuen, was die moderne Strömung hervorbrachte, gelernt, aber der innere Kern meines Strebens ist und bleibt Heimatpoesie und deutsche Ehrlichkeit. Die ewig waltende, stets neu schaffende Natur ist meine größte Lehrmeisterin geblieben, wie sie es von Anfang an war.

Wir saßen draußen am weiten Strande . . .

Rudolf Habetin.

Wir saßen draußen am weiten Strande,
 Ilse-Maria, so oft allein
 im weißen wogenden Dünenlande,
 Ilse-Maria, im Sonnenschein.

Und leise spülte um unsere Füße,
 Ilse-Maria, das blanke Meer,
 die Möwen brachten uns ferne Grüße,
 Ilse-Maria, vom Himmel her.

Und wenn wir unsere Seelen tauschten,
 Ilse-Maria, in neuer Nacht,
 von drüben knorrige Föhren tauschten,
 Ilse-Maria, unheimlich sacht . . .

Wir saßen draußen am weiten Strande,
 Ilse-Maria, so oft allein;
 nun flattern Möwen durch alle Lande:
 Ilse-Maria, wo magst du sein — ?